

J'ai vu Dieu – il était noir et femme

war am 15. August 1976 in Paris an auffälliger Stelle zu lesen. Es war Sonntag, meine erste Begegnung mit dieser Stadt und der erste Satz, der mir ins Auge fiel und daher in meinem Tagebuch notiert wurde.

Doch hier steht vorerst nicht die Reaktion der französischen Öffentlichkeit auf ungewöhnliche Gottgestalten im Vordergrund. Es geht um einen anderen Satz, der prominent am Anfang eines Buches steht und dazu dienen soll, soweit habe ich den Autor schon durchschaut, die Neugierde der Leserschaft zu wecken (auf die schwarze Göttin werde ich zu gegebener Zeit zurückkommen).

• • •

Es sind seit jeher die ersten Dinge, die wir für die wichtigsten halten: Der erste Blick. Der erste Kuss. Das erste Kind. Sein erstes Wort – und erst recht dann, wenn es nicht bloss «Mama» sagt.

Genau so sind es auch diese berühmten ersten Sätze, mit denen sich Autorinnen und Autoren heute schwer tun, um die Leserschaft an die Stange zu kriegen – was vor 2500 Jahren, als Bücher eine Rarität waren und ganz anders aussahen, noch weniger der Fall war:

Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. (Genesis 1,1)

In nomine domini amen. (Bundesbrief, 1291);

oder im Zuge der Aufklärung verständlicher (und heute bereits umstritten):

Im Namen Gottes des Allmächtigen! (Bundesverfassung, 1848).

Die weitere Verbreitung des Buchdrucks brachte frische, wenn auch zuweilen skurrile Impulse hervor:

Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem riesigen Ungeziefer verwandelt. (Franz Kafka: Die Verwandlung, 1915);

und die Wissenschaft ging mit ihrer Logik bis ganz an die Grenzen:

Die Welt ist alles, was der Fall ist. (Ludwig Wittgenstein: Tractatus logico-philosophicus, 1921).

Der Wunsch nach grösseren Auflagen führte zum Direkteinstieg in tiefere Etagen:

Als ich elf war, habe ich mein Schwein geschlachtet und bin zu den Dirnen gegangen. (Eric-Emmanuel Schmitt: Monsieur Ibrahim und die Blumen des Koran, 2003) – Der Autor spricht übrigens von einem Sparschwein.

Nur bei weltbewegenden Inhalten konnte man es sich noch leisten, belanglos zu beginnen:

Wie wäre es mit einem Teekessel? (Jonathan Safran Foer: Extrem laut und unglaublich nah, 2007)

Und jetzt kommt's:

Ich glaube nicht an Gott, aber ich vermisse ihn. (Julian Barnes: Nichts, was man fürchten müsste, 2008)

Dies ist der erste Satz aus dem Buch eines englischen Romanciers mit beneidenswerter Schreibfertigkeit und Literaturkenntnis. Die Art, wie darin zahllose Erinnerungen, Anekdoten und Zitate ineinander gefügt und durch eine sehr persönliche und schonungslose Familienaufstellung zusammengehalten werden, zeugt von seriöser Recherche und literarischem Fleiss, von Witz, von Routine – und auch Ironie.

Wer aber beim Weiterlesen eine Rechtfertigung für Barnes' invertierte Glaubensbotschaft erwartet und sich nicht nur von der sprachlichen Brillianz blenden lässt, wird zunehmend enttäuscht. Denn das Buch handelt weniger vom Unglauben an Gott als von einem Thema, das den über 65-jährigen Autor schon aus persönlichen Gründen beschäftigen muss: vom Sterben. Und weil Sterben alle angeht, darf man annehmen, dass es sich auch gut verkauft. Doch eine klare Botschaft ist selbst auf diesem Gebiet nicht auszumachen.

ICH GLAUBE NICHT AN GOTT, ABER ICH VERMISSE IHN.

Dies ist die betrübte Äusserung eines arrivierten, wenn auch etwas eitlen Intellektuellen gegen das Ende seines Lebens, verbunden mit einem doppelten Angelhaken, um sein neuestes Buch erfolgreich zu lancieren. Der zur Veröffentlichung erforderliche Mut erschöpfte sich in der Übernahme des verlegerischen Risikos und in einem allfälligen Reputationsverlust des Autors.

Der andere Satz lautet: J'AI VU DIEU – IL ÉTAIT NOIR ET FEMME.

Solches in riesigen Lettern an die Mauer der Sacré-Cœur zu pinseln – das braucht schon etwas mehr Mut. Denn Botschaften wie diese rütteln aus allen Richtungen an den Grundfesten des Bürgertums. Da wollte jemand Gott gesehen haben! Was man damals vielleicht noch predigte, jedoch längst nicht mehr für möglich hielt. Und dieser Gott sollte eine Frau gewesen sein – schlimmer noch: eine *schwarze* Frau, was unangenehm nahe legte, dass ihre Wurzeln bis in die dunkle Kolonialzeit reichten.

Hier wurde nicht zu Farbe und Pinsel gegriffen, um ein Glaubensbekenntnis abzulegen, und schon gar nicht, um eines der viel zu vielen nachzubeten. Schon die äusseren Umstände zwangen dazu, sich kurz zu fassen: *Ein* frecher Satz reichte aus, um den Teppich unter den Füßen des bürgerlichen Selbstverständnisses wegzuziehen.

Der Autor, mit Sicherheit dem linken politischen Lager zuzurechnen, wird damals höchstens 30 Jahre alt gewesen sein. Mehr wissen wir nicht. Ob er

sich den Text selbst ausgedacht hat oder sich von Dritten inspirieren liess, bleibt offen. Klar ist nur: die Botschaft wurde massiv verstärkt. Mit geringem Aufwand, viel Engagement und nicht zuletzt: mit hohem Risiko.

ICH HABE GOTT GESEHEN – ER WAR SCHWARZ UND EINE FRAU.

Das fiktive, höchst brisante Bekenntnis eines anonymen „Straftäters“ ohne weitergehende persönliche Ansprüche, verpackt in einer für die damalige Zeit sehr ungehörigen Ausdrucksform.

Ich kann mir nicht vorstellen, wie in *noch* unterschiedlicherer Weise auf die Existenz bzw. die Inexistenz Gottes hinzuweisen wäre – wohl wissend, dass solches ohne Zirkelschluss ohnehin nicht möglich ist. Doch wie steht es mit dem ethischen Wert der Aussagen?

Beide Sätze zeugen in ihrem Kontext von einer erheblichen inneren Not, was ich in der Regel als Indikator für das Gewicht ansehe, das einer kulturellen Äusserung beizumessen ist.

Um ihre Qualitäten miteinander zu vergleichen, ist es nicht möglich, sie verlustlos aus diesem Umfeld herauszureissen. Natürlich steht sein erster Satz im Zentrum unseres Interesses. Aber wir müssen doch wissen, wie Barnes tickt, um seinen Widerspruch zu würdigen. Genauso wichtig ist der Hinweis, dass diese Ode an eine schwarze Frau im Dunkeln an die Kirchenmauer gepinselt worden ist.

Befreien wir die Aussagen vorerst von allen unmittelbaren, kurzfristig egoistischen Motiven: Bestimmt haben in beiden Fällen Geltungsdrang und der Wunsch nach Anerkennung und Selbstbestätigung mitgewirkt. Und dem Nervenkitzel des – so stelle ich mir das vor – Pinselführers mit seiner Gang stehen Tantiemen des Schriftstellers, Umsatz und Gewinn seines Verlages gegenüber.

Was bleibt noch übrig?

ICH GLAUBE NICHT AN GOTT, ABER ICH VERMISSE IHN.

Der Buchautor fährt einen gekonnten Zick-Zack-Kurs und versucht, durch Zitieren seiner Lieblingsautoren (Flaubert, Montaigne, Renard, ...), durch familiäre Rückblenden und das Wiederholen von bereits Gesagtem von seinem Hauptproblem abzulenken und gibt uns schliesslich den väterlichen Rat mit, die Angst vor dem eigenen Ende bis vor das unmittelbare Ableben hinauszuschieben, was sich im Buch dann in einem etwas unbeholfenen Schluss niederschlägt: Auf der letzten Seite wird noch in mehreren Anläufen untersucht, wie das Wort «Ende» in passender Typografie zu setzen sei. Damit kommt der Autor auf seine ganz eigene Art zum Schluss. Und man wird den Eindruck nicht los, dass sich da buchstäblich etwas zu Tode gelaufen hat.

Doch er hat die Rechnung ohne den Wirt, «wenn es ihn denn gäbe» (Zitat Barnes) gemacht. Denn am Vorabend des Abgabetermins für diesen Essay bin ich noch auf folgenden bemerkenswerten Sachverhalt gestossen: Ein Vierteljahr nach Erscheinen des Werkes stirbt seine Agentin und Ehefrau *Patricia Kavanagh*, der das Buch gewidmet ist und die er über alles liebt, unvermittelt an einem Hirntumor.

Das Leben hat Barnes' ersten Satz aufgenommen und auf eigene Weise umgebaut, etwa in der Form:

ALLES IST PRIMA AUFGEANGEN – LEIDER MIT TRAUERIGEM NACHSPIEL.

Im letzten Drittel des Buches hatte Barnes noch geschrieben: «*Eine Möglichkeit, die wir nicht in Betracht gezogen haben ist die, dass Gott der letzte Ironiker ist*», was die ganze Geschichte noch viel tragischer macht.

Ich glaube an die Liebe, nicht aber an die Rache Gottes. Es lag nicht in meiner Absicht, diesen Text mit einem derart moralisierenden, altorientalischen Rechtsvorstellungen genügenden Schluss zu versehen. Aber vielleicht hat der letzte Ironiker – «so es ihn gibt», s. oben – ganz nach dem Muster von Barnes während des Recherchierens auch *mich* eingeholt.

Solche Ereignisse im Umfeld des Buches zu unterdrücken, wäre weniger manipulativ gewesen als etwa zu verschweigen, dass Gott schwarz und weiblich sein könnte, aber doch inkorrekt.

J'AI VU DIEU – IL ÉTAIT NOIR ET FEMME.

Der vielschichtig verklausulierten Wortgewalt des britischen Literaten steht hier fiktiv eine selbstlos formulierte, knappe Berichterstattung gegenüber. Wer an den (weissen) Mann mit Bart glaubt, wird vor den Kopf gestossen, und wer an etwas Anderes oder an überhaupt nichts glaubt, erst recht.

Dabei kann diese frohe Botschaft in ihrer entwaffnenden Einfachheit ganz unerwartete Aspekte in verschiedenen Richtungen eröffnen:

«Gott ist bestimmt anders, als ihr alle glaubt», und sie verbindet diesen Hohn an die Adresse des Bürgertums noch mit Klagen über die Rolle der Frauen und jene der dunkelhäutigen Weltbevölkerung.

Eine völlig andere, doch nicht minder wertvolle Lesart könnte auch sein, dass sich da ein junger Mensch, ein Weisser wohl, bis über beide Ohren in eine schwarze Schönheit verliebt hat. Was ihn in nie gekanntem Mass erfüllt und zu aussergewöhnlichen Taten anspornt.

Wie auch immer: Die eine Botschaft läuft sich zu Tode, während die andere zum lebendigen Selbstläufer wird – wie sonst hätte ich sie 35 Jahre später an den Anfang dieses Essays setzen können?

• • •

Ein knappes Jahr danach weilte ich wieder in Paris. In der Zwischenzeit hatte Harald Naegeli begonnen, die Fassaden von Zürich zu besprayen und mich mit seinen Figuren zu begeistern. Nun wollte ich sehen, was aus „meinem“ Graffito an der Sacré-Cœur geworden war. Vielleicht hatte es ja weitere, ebenso markante gegeben!

Die Mauer war leicht wiederzufinden. Doch der Text war Buchstabe für Buchstabe mit grauer Farbe überstrichen.

Die Obrigkeit hatte einmal mehr gezeigt, wie *ihr* Gott aussieht.

Bern, 31.12.2011

Autor:

Markus Heimlicher, Ensingerstrasse 8, 3006 Bern 031 352 68 30

nplus@me.com

Alle Rechte vorbehalten. Veröffentlichung nur nach vorheriger Rücksprache mit dem Autor.